

Didaktische Modelle für die Auseinandersetzung mit dem Judentum im evangelischen Religionsunterricht, Prof. Dr. Hartmut Rupp, RPI Heidelberg 2012

Die folgenden Überlegungen dienen nicht einfach einer Rekonstruktion der Geschichte des Religionsunterrichts. Dazu bedurfte es genauerer Analysen. Sie dienen dazu, suchend und tastend unterschiedliche Modelle zu identifizieren, wie im evangelischen Religionsunterricht Judentum thematisiert wurde und wird. Das soll in kritischer Perspektive geschehen, indem die jeweiligen Stärken und Grenzen kurz bedacht werden. Ziel ist es, neben der Bestimmung von idealtypischen Modellen Perspektiven für die Weiterentwicklung der Religionsdidaktik im Blick auf die Auseinandersetzung mit „dem“ Judentum zu gewinnen.

Die Formulierung „das Judentum“ ist natürlich problematisch. Es gibt nicht „das“ Judentum, wie es ja auch nicht „das“ Christentum gibt. Wenn ich trotzdem dabei bleibe, dann nicht, weil ich das nicht wahrhaben will, sondern weil auch die Definition von Modellen immer eine Konstruktion von Wirklichkeit ist. Ja es wird sich sogar herausstellen, dass diese Modelle Rekonstruktionen von Konstruktionsprozessen sind, deren Konstruktivität aufgezeigt werden soll. Ich hoffe, dass ich diese Aussage verständlich machen kann.

Folgende Modelle stehen mir vor Augen, die in der Unterrichtspraxis häufig auch miteinander verbunden werden.

Das „narrativ-biblische“ Judentum

In meiner Erinnerung war das mein Religionsunterricht. Er wollte ja vor allem biblischer Unterricht sein und hat sich ganz den biblischen Texten anvertraut und diese – so scheint es mir fast naiv – rekonstruiert. Auf unterschiedliche historische Kontexte wurde nicht geachtet. Dann werden Erzählungen von Abraham, Jakob und Mose als Grundgeschichte des jüdischen und des christlichen Glaubens angesehen – ohne sich Gedanken zu machen, ob jüdische Theologie dies genauso sieht und ohne eigene Konstruktionen zu durchschauen. Etwas ganz ähnliches passiert heute noch wenn in der Kursstufe von einem jüdisch-christlichen Menschenbild gesprochen wird und so getan wird, als meinte jüdische und christliche Theologie dasselbe.

In diesem Modell kommen möglicherweise die Gründungs- und Identitätsgeschichten des Judentums als gemeinsame Grundlagen in den Blick. Aber es wird in diesem Modell durch die unkritische Wiedergabe von Pharisäer und Schriftgelehrten ein problematisches Bild des Judentums entworfen. Es ist gut, dass wir im Blick auf diese von einem überholten Modell sprechen können. Es ist gut, dass wir hier sensibel geworden sind und nicht nur antijudaistische Züge identifizieren können, sondern auch Jesus nicht mehr von dem her sehen, was ihn von dem damaligen Judentum grundlegend unterscheidet. Wir haben gelernt, Jesus als Jude zu sehen, zu zeigen und zu verstehen.

Das „historische“ Judentum

Judentum wird hier historisch rekonstruiert. Das kann beginnen mit dem Auszug aus Ägypten, schließt das babylonische Exil und die römische Zerstörung des Tempels ein, schreitet aber dann zu den Progromen des Mittelalters, zu dem Antisemitismus des 19. und 20. Jahrhunderts, der im 3. Reich zu seinem Tiefpunkt findet, bis hin zur Gründung des Staates Israel. Gewählt wird eine historisierende- objektivierende Perspektive.

Schaut man genauer hin, dann wird deutlich, dass auch hier (meistens) eine bestimmte Konstruktion von Geschichte wirksam ist. Die Frage ist ja, was man auswählt und zur Darstellung bringt. Häufig wird eine Verfolgungs- und Niederlagengeschichte konstruiert, die immer schlimmer wird und fast zwangsläufig auf die Shoah zusteuert. Phasen des Widerstandes und Phasen guten Zusammenlebens werden dabei übergangen und Alternativen werden nicht anschaulich. Man merkt die Konstruktion der Wirklichkeit.

Zur Einsicht kommt – womöglich – die schwierige Geschichte eines einzigartigen Volkes, das mit dem Staat Israel wieder seine Heimstatt findet. Dieses Modell findet sich vor allem im Geschichtsunterricht, den ja auch die Schülerinnen und Schüler, die im Religionsunterricht sind, erfahren. Es findet sich aber auch als Modell im Religionsunterricht. Didaktisch leitend für dieses Modell ist in meinen Augen das Anliegen, nicht die Schuld, wohl aber die Verantwortung heutiger

Materialien anlässlich "25 Jahre Erweiterung des Grundartikels der EKHN 2016"
erarbeitet bzw. bereitgestellt von ImDialog. Evangelischer Arbeitskreis für das
christlich-jüdische Gespräch in Hessen und Nassau
www.imdialog.org

Generationen gegenüber dem Judentum vor Augen zu stellen und Sensibilität gegenüber Naziparolen zu wecken. Dass ist ohne Frage wichtig, verdient aber immer wieder die Frage, unter welchen Bedingungen das gelingen kann. Ich nehme wahr, dass Schülerinnen und Schüler abweisend reagieren können, vor allem, wenn sie den Eindruck haben, es würde von ihnen eine vorher schon festgelegte Sicht erwartet.

Das „lokale“ Judentum

Mit großem Engagement wird an vielen Orten gemeinsam mit den Schülerinnen und Schülern die Lokalgeschichte untersucht und dargestellt. Gesucht wird, welche jüdische Familien am Ort wohnten und was aus ihnen geworden ist. Der Ort der Synagoge wird aufgesucht. Das Versagen der christlichen Bevölkerung wird entdeckt, aber auch die wenigen Menschen, die sich mutig für ihre jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger eingesetzt haben. Die Studien sind in der Regel hoch motivierend und lassen die aus Geschichtsbüchern bekannte Geschichte noch einmal ganz anders sehen. Alles wird personaler, bekommt Name und Gesicht. Entsprechende Lernerfahrungen sehe ich auch bei dem Besuch von Konzentrationslagern, wie z.B. Struthoff im Elsass. Die Grenze dieses Ansatzes liegt m. E. darin, dass das Judentum als zerstörte Religion in Blick genommen wird.

Das „religionskundliche“ Judentum

Dieses Modell zeichnet sich dadurch aus, dass es sachkundlich mitunter auch detailgenau jüdische Rituale, jüdisches Brauchtum, jüdische Feste darstellt und auf den Aufbau von Sachwissen achtet. Dabei kann durchaus das ganz Andere des Judentums deutlich werden. Wichtig ist, woran man sich orientiert und mit wem man es möglicherweise vergleicht. In solchen Überblicken wird meist das orthodoxe Judentum als Ausgangs- und Bezugspunkt gewählt. Und womit wird es verglichen? Interessant wird es, wenn dann Volkskirchenchristentum als Vergleichsgröße eingeführt wird. Man merkt, auch hier geht es um die Konstruktion des Judentums und des Vergleichs.

Im Hintergrund steht vermutlich die Annahme, dass bessere Kenntnisse weniger anfällig für Vorurteile macht. Die Frage ist, ob das stimmt. Mein Eindruck ist aber vor allem, dass die Lebendigkeit des jüdischen Glaubens nicht in den Blick kommt.

Zu diesem Modell zähle ich auch solche Unterrichtseinheiten, die die abrahamitischen Religionen im Zusammenhang thematisieren wollen. Solche Einheiten neigen mitunter zu einem religionskundlichen Überblickswissen, in dem die Ausprägungen der einzelnen Religionen synoptisch nebeneinander gestellt werden. Die Einführung von Abraham als gemeinsamem Bezugspunkt soll offenkundig einer wechselseitigen Toleranz den Boden bereiten. Das ist grundsätzlich wünschenswert, übersieht aber, dass auch Abraham in den drei großen monotheistischen Religionen unterschiedlich gesehen wird. Die Frage bleibt, was ein tolerantes Miteinander ermöglicht.

Das „verwandte“ Judentum

Seit der Einsicht in die Notwendigkeit des jüdisch-christlichen Dialogs und die selbstkritische Bearbeitung des eigenen Verhältnisses der evangelischen Kirche zu dem Judentum, ist auf dem Hintergrund von Röm 9-11 die große Bedeutung des Judentums als Wurzel des Christentums betont worden. Diese Wurzel trägt das Christentum. Alle Schulbücher legen seitdem Wert darauf, entdecken zu lassen, dass Judentum und Christentum zusammen gehören und das Judentum gleichsam der ältere Bruder ist. Davon ist die Konstruktion des Judentums und des Christentums bestimmt.

In diesem Zusammenhag gehört die didaktisch geteilte Einsicht, dass Jesus Jude war, Jude blieb, dass er jüdisch gelebt und geglaubt hat bis zu seinem Tod am Kreuz „Jesus der Jude“ ist zu einem selbstverständlichen Thema geworden.

In dieses Modell gehören auch alle Ansätze, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Judentum und Christentum herausarbeiten wollen. Dabei gibt es zwei Grundausrichtungen, zwei Konstruktionen. Die einen rücken das Gemeinsame stärker in den Mittelpunkt, die anderen die Unterschiede. Beides verdient Anerkennung. Entscheidend ist aber immer wieder, dass dieser Lernansatz nicht bloß verfolgt wird, um sich selbst zu verstehen (das könnte tendenziell auch ein Missbrauch des anderen sein), sondern auch das Eigene, Andere, bis hin zum Befremdlichen des

**Materialien anlässlich "25 Jahre Erweiterung des Grundartikels der EKHN 2016"
erarbeitet bzw. bereitgestellt von ImDialog. Evangelischer Arbeitskreis für das
christlich-jüdische Gespräch in Hessen und Nassau
www.imdialog.org**

Judentums herausgearbeitet wird. Warum halten sich Jüdinnen und Juden so genau an die Speisegebote, wenn es doch nichts mit Gesundheit zu tun hat?

Das „lebendige“ Judentum

Es hat in der Religionsdidaktik eine Weile gedauert, bis das Judentum nicht bloß als historische oder gar zerstörte, sondern als lebendige Religion in den Blick genommen wurde. Das hat auch damit zu tun, dass das Judentum in der Lebenswelt der Schülerinnen und Schüler so wenig erkennbar ist. Drei Wege haben sich entwickelt:

Virtueller Besuch in Israel oder in den USA. Die Schülerinnen und Schüler werden durch das Schulbuch auf eine Reise mitgenommen und begegnen dabei konkreten Menschen, die ihren Glauben sinnlich-ganzheitlich begehnen. Hier machen sie auch Bekanntschaft mit unterschiedlichen Richtungen des Judentums, etwa einem Besuch in Mea Shearim.

Auseinandersetzung mit Berichten über jüdisches Leben in Deutschland (Kliemann; Kursbuch). Das können auch Filme sein.

Biographisches Lernen anhand erzählter Lebensgeschichten gerade auch von Kindern und Jugendlichen. In einem Schulbuch habe ich den Ansatz gefunden, dass in jeder Unterrichtseinheit sowohl ein jüdisches als auch ein muslimisches Kind eingefügt ist, das sich meldet, fragt, informiert. Selbstverständlich wird das Kind auch vorgestellt. (Gefällt mir!)

Die Stärke dieses Ansatzes beim lebendigen Judentum liegt darin, dass jüdisches Leben und vor allem jüdischer Glaube identifizierbar werden. Sie bekommen einen Namen und ein Gesicht. Die Grenzen werden sofort klar: Damit habe ich noch keine jüdische Person persönlich getroffen. Judentum bleibt hier u.U. noch fern.

Eine – wie ich finde – schöne Idee entnehme ich der Didaktik interreligiösen Lernens in Kindertageseinrichtungen. In England kann man in KiTas persona dolls begegnen, also Kindern anderer Religionen in deren Kleidung, mit denen man sprechen kann. Das setzt natürlich voraus, dass die pädagogischen Fachkräfte für die Puppe sprechen können. Damit haben wir aber ein entscheidendes Problem formuliert. Können Lehrkräfte über den lebendigen jüdischen Glauben Auskunft geben?

Das „persönliche“ Judentum

Das letzte Modell ist der implizite Fluchtpunkt meiner Überlegungen. Diese Formulierung kann Missverständnisse erzeugen. Es meint die persönliche Begegnung mit Jüdinnen und Juden. Dahinter steht die Überzeugung, dass wir persönliche Begegnungen mit dem Judentum brauchen. Wir brauchen Namen und Gesichter, wir brauchen Gegenüber mit Hintergrund, wir brauchen Menschen mit Gewissheiten und mit Fragen, mit Vorlieben und Zweifeln. Das soll nicht dazu dienen, sich selbst besser zu verstehen, sondern dazu dienen, andere als andere zu verstehen, Andersartiges wahrzunehmen. Es soll dazu dienen, im Dialog eigene Wahrnehmungen zu formulieren, dem Gespräch auszusetzen und so ein differenziertes Verständnis zu entwickeln.

Genau das geschieht Gott sei Dank schon. Genau das bietet das Programm Likrat (Begegnung) von der Hochschule jüdischer Studien in Heidelberg. Die Stärke liegt in der Begegnung mit jungen Menschen. So viel Details kenne ich gar nicht. Von einzelnen Kolleginnen und Kollegen höre ich, dass sie damit gute Erfahrungen gemacht haben. Ich wünschte mir, dass jeder Schüler und jede Schülerin der 9. Klasse einmal mit einer jüdischen Person gesprochen hat. Natürlich wünsche ich mir noch mehr. Ich wünschte mir, dass jede Schülerin oder jeder Schüler einmal eine Synagoge besucht hat. Aber das ist natürlich so einfach nicht zu leisten. Das hat leider Gottes auch etwas mit Sicherheitsfragen zu tun. Realistisch scheint mir der Ansatz zu sein, dass jede evangelische Religionslehrerin und jeder evangelische Religionslehrer einmal eine Synagoge besucht und an einem Gottesdienst teilgenommen hat, mindestens einmal mit einer jüdischen Person sich ausgetauscht hat und – jetzt werde ich verwegen – einmal an einer Sabbatfeier teilgenommen hat. Meine Wahrnehmung eines anderen gewinnt Tiefenschärfe, wenn ich auch teilnehmend erlebt habe, was ihm heilig ist und wie er betet.

Dahinter steckt eine weiterreichende Perspektive. Ich bin der Überzeugung, dass der Religionsunterricht in der Schule einer pluralistischen Gesellschaft die besondere Aufgabe hat, interreligiöses Lernen zu arrangieren. Dies meint nicht die Aufgabe einer eigenen religiösen Identität, wohl aber die Wahrnehmung, dass es Religion nur in verschiedenen Ausdrucksformen

**Materialien anlässlich "25 Jahre Erweiterung des Grundartikels der EKHN 2016"
erarbeitet bzw. bereitgestellt von ImDialog. Evangelischer Arbeitskreis für das
christlich-jüdische Gespräch in Hessen und Nassau
www.imdialog.org**

gibt. Die konfessionelle Kooperation ist ein erster Schritt, um in der Schule religiöses Differenzlernen zu üben. Die Begegnung mit dem Judentum ist ein weiterer Schritt.

Darüber würde ich gerne nachdenken, ob das sinnvoll ist und wie das möglich werden kann.

Das „erlebte“ Judentum

Ich überlege mir allerdings auch, ob und inwieweit hier ein performatives Lernen möglich ist. Mit gutem Grund haben wir die Nachfeier des Sederfestes in der Schule durch den evangelischen Religionsunterricht problematisiert. Dennoch stellt sich die Frage, ob einzelne ausgewählte Momente jüdischer religiöser Praxis für einen spielerisch-experimentellen Gebrauch offen stehen. Man denke an das Ausprobieren der Gebetshaltung, man denke an das Tragen des Gebetsmantels (siehe den Umgang mit Judentumskoffern). Ich halte es für wesentlich, sich hier zu verständigen und Kolleginnen und Kollegen sichere Leitlinien zu geben. Dazu brauchen wir das Gespräch mit ihnen.